

Carl Theodor Reiffenstein.

Frankfurt am Main,

die freie Stadt,

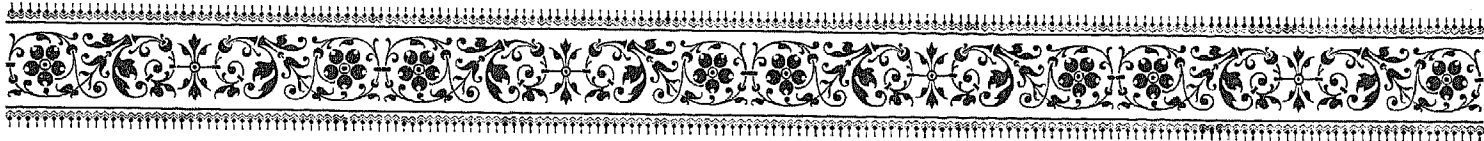
in Bauwerken und Straßenbildern.

Nach des Künstlers Aquarellen und Zeichnungen

aus dem Städtischen historischen Museum und aus Privatbesitz.

← 1. Heft. →

Frankfurt am Main.
Carl Jürgels Verlag (M. Abendroth).
1894.



Der Aufforderung, diesem Werke einige Notizen über den Maler Carl Theodor Reiffenstein voranzuschicken, konnte ich um so williger nach, als ich mit diesem von der frühesten Kindheit bis zu seinem Tode in engster freundschaftlicher Verbindung stand, und die Erinnerung an die Stunden, die ich mit ihm verlebte, zu den schönsten und genußreichsten meines Lebens zähle. Ich will darum versuchen, theils aus meinem persönlichen Verkehr mit ihm, theils aus seinen interessanten Aufzeichnungen, und zwar hier mit seinen eigenen Worten, ein kurzes, möglichst treues Bild des Künstlers und seines Entwicklungsganges darzustellen.

G. Beck.

Unser Carl Theodor Reiffenstein, der Sohn des hiesigen Bürgers und Bierbrauers Johann Gerhard Reiffenstein, der eine Wirtschaft in der Graubengasse Littera G 109 (jetzt 18) betrieb, wurde am 12. Januar 1819 geboren. Die Stätte, in welcher wir das Licht des Daseins erblickten und die ersten Eindrücke unserer Kindheit empfangen, ist oft entscheidend für das ganze Leben. Wäre Reiffenstein in großen Verhältnissen, umgeben von stolzen Prachtgebäuden, aufgewachsen, er wäre wohl nimmer das geworden, was wir bei ihm am höchsten verehren und bewundern. Aber gerade dieses Bewegen in den behaglichen kleinbürgerlichen Zuständen, dieses gemüthvolle Einleben in die engen, bescheidenen Umgebungen ließ ihn dieselben schon frühe lieb gewinnen und ermöglichte es ihm später, sie in der poetischen Auffassung zur Darstellung zu bringen.

In seinem vierten Jahre wurde er, wie es in dieser Zeit üblich war, in eine Kleinkinderschule und zwar zu einer Namsehl Humbert geschickt. Von jener Zeit erzählt er:

„Ich war ungefähr 5 Jahre alt und von ziemlich aufgewecktem Geiste; im vierten Jahr las ich schon mit Bewußtsein alle möglichen Märchen. Eines Tages hatte ich eine Teufelei begangen, zur Strafe mußte ich das auf Papier gedruckte und auf Pappendeckel aufgezeichnete Bild eines Esels um den Hals hängen und sollte damit eine Stunde lang auf der Straße am Pranger stehen, was wohl der Dummheit geziemt hätte, aber einer kindlichen Ungezogenheit nicht angemessen war. Ich verfügte mich mit der Bürde hinunter an die Hausthüre, hing sie jedoch schon im Hausgange ab, warf sie in den vor dem Hause stehenden Kehrichtwagen und lief heim, woselbst ich bei meinen Eltern die kräftigste Unterstützung meiner Selbsthilfe fand und nicht mehr in diese Schule geschickt wurde. Ich kam nun zu einer Frau Mantreay, der Wittwe eines alten Tanzlehrers, welcher in einem dem unsrigen gegenüberliegenden Hause, gleicher Erde, in einer ziemlich großen Stube seine Lectionen erteilte. Sie wohnte auf der Zeil Littera H No. 2 (jetzt 25) neben dem Türkenschuß. Sie wußte besser mit dem ehrgeizigen Knaben umzugehen, und ich erinnere mich, außer leichter Verweise, keiner Strafe, die ich wohl manchemal, aber gewiß nicht über das Lernen, verdient hätte. Das Schullokal war eine, nur wenige Stufen tiefer als der Gang gelegene, nach dem Gänsegraben sehende Hinterstube, wo Knaben und Mädchen, in friedlichster Eintracht zusammen, die etwas älteren Mädchen ihre weiblichen Handarbeiten, die Knaben Lesen, Schreiben und etwas Rechnen erlernten. Sie war eine brave Frau, Ehre ihrem Angedenken. Nach zweijährigem Aufenthalt in dieser Bildungsanstalt kam ich, im ohngefähren Alter von sieben Jahren, in die Weißfrauenschule. Von dem, was in dieser Schule vorging, weiß ich eigentlich wenig mehr. Der Oberlehrer hieß Jung und war ein sanfter, achtenswerter Mann, der uns Buben recht mild beurtheilte und behandelte, und vor dem wir trotzdem recht großen Respekt hatten. Die Schulräume waren dieselben, welche noch heute bestehen und bildeten einen Theil des ehemaligen Weißfrauenklosters, dessen theilweise erhaltene Kreuz-

gänge unsre jugendliche Phantasie mit allen möglichen Spukgestalten bevölkerten. Die Freistunden und besonders die Ferienzeit wurden zu Spaziergängen benützt. So erinnere ich mich eines Waldganges, zu dem mich mein Freund, um Schmetterlinge zu fangen, einlud. Ich holte mir die Erlaubniß meiner Eltern ein, unter der Bedingung, zur Essenszeit um 12 Uhr wieder zu Hause zu sein. Wir gingen nach der Sachsenhäuser Warte und von da, von der Ikenburger Chaussee rechts in den Wald, in welchem wir bald auf eine kleine, einsame Wiese gelangten, die im Schatten hoher Eichen und Buchen vor uns lag. Es war rings eine lautlose Stille, nur unterbrochen von dem Zirpen der Heuschrecken und Grillen, dem Gezwitzsch der Vögel und dem Gewirr und Gesumse und Gebrumme, wie es im Sommer leise den ganzen Wald durchzieht. Schmetterlinge flogen zu Hunderten in dem sonnigen Grase umher, mein Freund jagte ihnen nach, ich aber blieb, wie von einem Zauber gebannt, stehen und ließ den mächtigen Natureindruck ungehindert auf mich einwirken. Ein feiner Glockenton erinnerte mich an das Nachhausegehen. Der Kamerad hatte sich in dem Walde verirrt; ich aber trat zögernd und immer wieder zurückschauend, eigentlich gerade so wie ich gekommen war, meinen Rückweg an. An jenem Morgen wurde mir das Verständniß für die Natur und landschaftliche Schönheit, wie mit einem Zauberschlag, erschlossen. Ich habe nachher oft und zu wiederholten malen nach der Waldwiese gesucht, habe sie aber niemals wieder gefunden.

Einen Hauptreiz und Anziehungskraft auf die jugendliche Phantasie und das Gemüth übte die Weihnachtszeit und der derselben vorausgehende Christmarkt aus, wie überhaupt der ganze Spätherbst mit seinen langen Abenden, die wir, in den spärlich erleuchteten Straßen uns umhertreibend, so recht mit Behagen verbrachten. Man muß, um das eben gesagte genau zu verstehen, den Zustand unsrer Stadt in der damaligen Zeit gekannt haben. Sei es nun, daß das nur bei uns der Fall war, oder daß es in jedem Kindesgemüth vorkommt, ich für meinen Theil kannte nichts Poetischeres, als des Abends in der Dämmerung zur Weihnachtszeit mit einigen vertrauten und gleichgestimmten Altersgenossen die Straßen der Altstadt zu durchstreifen, welche Gänge zuletzt noch gewöhnlich mit einem Besuche des Christmarktes endigten.

Die ganze Sache hatte so etwas heimliches in sich und es war so geheimnisvoll, in den halb dunkeln Gassen herumzuziehen und in die Erdgeschosse der Häuser zu lugen. Es gab damals noch viele Häuser, die von einer Familie allein bewohnt waren, namentlich in den engen Gassen zwischen der Schnurgasse und dem Markte. Die unteren Räume derselben waren meistens unbewohnt, oder dienten als Waarenlager und waren somit nicht erleuchtet, was den Eindruck des Einsamen und Unheimlichen noch besonders hervorhob. Manchesmal gewahrte man in einem dieser Häuser Licht, und an den halberblindeten Fenstern zeigten sich hin- und herhuschende Schlag- schatten, welche wie Gespenster kamen und verschwanden. Solcher Eindrücke habe ich viele erlebt, die jugendliche Phantasie deutete sich dieselben nach ihrer Weise, und ein nicht geringer Grad der Anregung zu der Sammlung „Frankfurt“ verdankte jenen abendlichen Streifereien sein Dasein. Was kann es aber auch schöneres geben als unter dem in das tiefste schweigende Dunkel gehüllten Thorbogen des steinernen Hauses auf dem Markte zu stehen und herauszusehen auf die Gruppe von Leuten, welche den Christmarkt besuchen und in dem Haufen von aufgeschichteten grünen Christbäumen, bei dem spärlichen Schein einer Laterne, ihre Auswahl trafen. Jetzt noch ist es mein Hauptvergnügen und ich schlürfe diesen Genuß in vollen Zügen ein. Die Schaar der fröhlichen Kinder mit vor Freude glänzenden Augen zu sehen, zu welchen ich vordem auch mit gehörte. Dann der eigenthümliche Geruch des Harzes der Fichtenbäume und der gedörrten Kräuter, denn an dem steinernen Haus hatten von jeher die Kräuterweiber ihren Platz, und es roch, wie auch heute noch, beständig nach Majoran, Thymian, Fenchel und anderen guten Sachen. Gerüche sind Melodien für die Nase und wecken durch Ideenverbindung dieselbe Rückerinnerung, wie längst verschollen geglaubte Lieder. Die kindliche Einbildungskraft schöpft aus allen Dingen immer nur den Honig, wie die Biene, und wenn wir an den Tischen mit den zahlreichen aufgestellten Weihnachtsgärten herumschwärmten, so war es ein Hauptvergnügen, durch die ausgeschnittenen Fenster der Häuschen, die in den meisten dieser Gärten unter den Bäumen standen, in das Innere derselben blicken zu können. Natürlich war es darinnen meistens dunkel, und das schwache Licht, das durch die Fensterchen hereinsiel, vielleicht von einer mir gegenüber in einem Lädchen stehenden träben Oellampe stammend, zeigte nur um so deutlicher die Dunkelheit, und doch trugen wir alle möglichen Sachen hinein und vergaßen ganz, daß die Verfertiger dieser Wunderdinge, dieser Häuser, dieser Schäfchen von Wolle und der Hirsche mit thönernen Leibern und hölzernen vergoldeten Geweihen und der Gartengeländer, die weiß angestrichen und mit blauen und rothen Querstreifen bemalt waren, daß diese Verfertiger meistens unter Sachsenhäusern oder im Winter außer Beschäftigung stehenden Weißbindergefelln gesucht werden mußten, welche gewiß keine Spur von Poesie mit dieser Arbeit verbinden wollten, sondern nur reinen Geldgewinn im Auge hatten. Dann der Nikolaus-Abend mit seinen Schauern. Es war dasselbe Gefühl, wie wenn man sich in einer sichern, behaglichen warmen Stube schauerliche Märchen erzählt, man weiß, daß alles nicht wahr ist und fürchtet sich doch so angenehm. Auch besuchten wir Knaben manchesmal in der Christnacht die Christmette im Dom, und es hatte einen eigenen Reiz für uns, in tiefer dunkler Nacht durch die beschneiten einsamen Straßen nach dem Dome zu wandern, dessen Fenster hell erleuchtet waren. Einmal fanden wir in den Straßen eine solche Finsterniß, daß wir in der Schnurgasse den Eingang nach der Kruggasse nicht finden konnten und den Weg mit den Händen suchen mußten.

Kamen wir nun von unseren abendlichen Spaziergängen nach Haus, so hockten wir uns gewöhnlich bei einem oder dem anderen in dessen Stube zusammen und spannen unsere romantischen Ideen aus, deren Kern natürlich immer derselbe war, geschwängert und durchduftet von dem Geniealkton, der damals, nach dem Kriege, die ganze Zeit durchklang. Ritter, Geister und Räuber, drei gewichtige Worte, und da die eigentliche Romantik ja immer nur in dem Ungewissen liegt, in dem Spielraum, den das Objekt der Phantasie läßt, so neigt sich diese natürlich stets von selbst zu dem Ahnungsvollen, Unbestimmten und Geheimnißvollen hin, und fand natürlich diese Pflanze bei uns einen so ergiebigen und vorbereiteten Boden, daß sie darin tiefe und wuchernde Wurzeln schlug, deren äußerste Fasern noch heute, wenigstens bei mir, in steten neuen Sprossen den größten Theil meiner künstlerischen Thätigkeit auf dem mütterlichen Boden festhalten und mir den Impuls zu dem Besten, was ich in meinem Leben geschaffen, stets bereitwillig spendete. Bleibt mir dieses Gefühl auch ferner ungeschwächt, so habe ich keinen weiteren Wunsch übrig.

Ob es mir gelungen ist, Demjenigen, der einstens diese Zeilen mit einem reinen Sinn und ohne Vorurtheil liest, eine klare Vorstellung von dem zu geben, was ich eigentlich damit schildern will, vermag ich nicht zu entscheiden, ganz sicher aber wird dies der Fall sein, wenn er die Sammlung „Frankfurt“ durchblättert, in jenen Blättern habe ich deutlich und sichtbar niedergelegt, was die Kinderseele erfüllt und wovon sich der Mann nicht zu trennen vermochte, er wird mit mir beklagen, daß das alte Frankfurt verschwunden ist. — Hierin bin ich meines Erfolges gewiß.“

Neben dem Schulunterrichte beschäftigte sich Reiffenstein eifrig mit Zeichnen. Aber der Zeichnenunterricht lag noch sehr im Argen. Der Herr Major Reges, welcher damals allen Zeichnenunterricht in der Hand hatte, war ein lieber, guter Mann, allein mit diesen Qualitäten ist man noch lange nicht geeignet, Unterricht in einer so wichtigen Sache zu erteilen. Auch ein Herr Wollenschläger hielt eine Zeichenschule, die aber mehr für Handwerker bestimmt war, denen er Unterricht in dem zu ihrem Berufe erforderlichen Zeichnen erteilte. Doch ließ er auch zuweilen schwierigere Architekturgegenstände in Tusch fertigen, die, wenn sie auch gerade nicht zum Fachzeichnen gehörten, doch immerhin den ästhetischen Sinn der jungen Leute weckten und förderten. Das Städel'sche Institut hatte noch nicht die jetzige Gestalt einer förmlichen Kunstschule erhalten, sondern schickte die ihm anvertrauten Schüler zu dem Professor Cöntgen in die Schule. Neben diesen Anstalten hatte die Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Kenntnisse in segensreicher Weise eine Gewerbeschule errichtet, aus welcher mancher tüchtige Handwerker hervorging. Der Unterricht in derselben wurde abends von 5 bis 7 Uhr und Sonntags nach dem Gottesdienste abgehalten. Reiffenstein ruhte nun nicht eher, bis ihm sein Vater die Erlaubnis erteilte, diese Schule besuchen zu dürfen. Doch fand er hier nicht das, was er suchte. Da führte ihn der Zufall ein Buch in die Hände, das von Malerei handelte: Zubereitung der Farben u. s. w., nebenbei auch vom akademischen Unterricht. Der Titel bezeichnet schon so ziemlich den Gehalt des Werkes, es hieß: Der Wohl-Anführende Maler u. s. w. von Melchior Kröke. Da wurde denn vor allen Dingen verlangt, der angehende Maler solle nach Gips zeichnen. Doch woher die Gegenstände nehmen? Besaß denn nicht Frankfurt Dannekers berühmte Ariadne? Entschluß und Ausführung ging Hand in Hand. Mit einem aufgespannten Bogen ging Reiffenstein in das Bethmann'sche Museum; als er aber die ersten Striche gemacht, kam der Aufseher, klopfte ihm auf die Schulter und sagte freundlich: „Junger Herr, das ist hier nicht erlaubt, das macht zu viele Störung.“ In dem Buche stand auch, daß alle großen Künstler nach lebenden Modellen gezeichnet hätten. Um auch dieses zu ermöglichen, wurde sofort mit gleichstrebenden Freunden verabredet, daß abwechselnd jeder von ihnen ein paar Stunden Akt stehen müsse. Als Raum wurde die Dachkammer des Dienstmädchens bestimmt, die ja, da dasselbe den ganzen Tag in der Küche beschäftigt war, zur freien Disposition stand. Als nun der erste, den die Wahl traf, sich ausgezogen und in die Mitte des Stübchens gestellt hatte, während die anderen eifrig zeichnend ihn umgaben, öffnete sich die Thür, und das Dienstmädchen, um irgend etwas zu holen, erschien auf der Bildfläche. Da sie nun die Gruppe erblickte, stieß sie einen grellen Schrei aus und lief rasch die Treppe hinunter; — der junge Mann aber zog sich wieder an und entfernte sich in höchster Entrüstung. Der Aktsaal aber wurde für immer geschlossen. Nach dem Grundsatz: rast' ich, so rost' ich, hatte Reiffenstein schon wieder ein neues Feld künstlerischer Bethätigung gefunden. Das Buch hielt es nämlich für den jungen Maler wünschenswert, sich auch mit Plastik zu beschäftigen. Die Kunstgenossen schlossen sich auch hierbei sofort Reiffenstein an. Ein Bildhauergehilfe war bald entdeckt, der sich verpflichtete, ihnen für 12 Kreuzer die Stunde Unterricht zu erteilen. Die Schüler legten ihr Ersparthes zusammen, die Modellierhölzer schnitzte man sich selbst und nun wurde fleißig modelliert. Aber der Fond zur Förderung der plastischen Kunst war bald erschöpft. Das Taschengeld der Eltern floß gar zu spärlich, — die 12 Kreuzer waren nicht mehr aufzubringen. Da nun der Lehrer kein Herz für die jungen aufkeimenden Talente hatte, um ihnen den Unterricht gratis zu erteilen, so war man gezwungen, auch dieses Studium aufzugeben. Reiffenstein wendete nun wieder seinen ganzen Fleiß dem Zeichnen und Malen zu. In dieser Zeit erwuchs ihm der erste kleine Verdienst. Eine Anzahl junger Künstler hatte die damals vielgelesenen Romanzen Schillers und Goethes, Ahlands, Stolbergs u. s. w., sowie Scenen aus den beliebtesten Dramen illustriert; diese Blätter waren in Düsseldorf, Augsburg und Nürnberg erschienen und bildeten vielfach einen Zimmerschmuck in den Wohnungen der einfachen Bürger. Den Hauptverschleiß hatte ein Buch- und Papierhändler Barbang, der sein Geschäft in einem der kleinen Lädchen an der Liebfrauenkirche betrieb. Er hatte das seltene Geschick Reiffensteins im Ausmalen von Bilderbogen erkannt und übertrug ihm nun eine Anzahl dieser Bilder zum illuminieren. Sie wurden so tüchtig ausgeführt und fanden eine so günstige Aufnahme im Publikum, daß er dem

Künstler die volle Summe von fl. 1. 24 fr. als Belohnung auszahlte. Die Wirkung dieser ersten Einnahme war so bestrickend, daß Reiffenstein eifrig an Eröffnung neuer Hülfquellen zur Erringung eines kleinen Verdienstes dachte. Er und seine Freunde malten nun Bilderbogen auf eigene Rechnung, die am Hause seines Vaters in der Graubengasse, nach Weise der Bilderhändler, welche unsere Messe besuchten, an ausgepannten Kordeln aufgehängt wurden. Ein paar Kameraden, die eine besondere Geschicklichkeit im Anfertigen von Papparbeiten hatten, lieferten Kästchen und Schächtelchen, die auf einem sich nach außen öffnenden aufgestellten Kellerladen zur Ausstellung kamen. Da die Preise nun sehr billige waren, so wurden die Sachen von den Kindern fleißig gekauft. Die Einnahmen wurden zur Anschaffung von Pappdeckel, Gold- und Silberpapier verwendet, die zur Anfertigung von Helmen und Harnischen dienten. Denn wie man in der gegenwärtigen Zeit des Militarismus den Kindern gerne zu Weihnachten preußische Uniformen schenkt, so gingen sie damals, in der Zeit der Romantik, von Kopf bis zu den Füßen geharnischt umher. Da wurden in dem Höfchen des Weißbinders Beck Zweikämpfe und Turniere geliefert, die hölzernen Schwerter klapperten aneinander, daß es eine Freude war, und die schönsten Mädchen der Nachbarschaft saßen auf einer Reihe aufgeschichteter Weißbinderdielen und krönten den Sieger mit einem aus feld- oder Kornblumen gewundenen Kranz.

Es scheint manchenmal, als leite eine Vorsehung den bedeutenderen Menschen trotz aller Ablenkungen und Umwege doch endlich zu dem erwünschten Ziel. „Da ist nun weiter kein Bemühen, sind's Rosen und sie werden blühen“ sagt Goethe, und der Freund Goethes, der 90jährige Knebel, schreibt in einem Briefe: „Man wird bei genauer Beobachtung finden, daß in dem Leben der meisten Menschen sich ein gewisser Plan findet, der durch die eigene Natur oder durch die Umstände, die sie führen, ihnen gleichsam vorgezeichnet ist. Die Zustände ihres Lebens mögen noch so abwechselnd und veränderlich sein, es zeigt sich doch am Ende ein Ganzes, das unter sich eine gewisse Übereinstimmung bemerken läßt.“

Es zog nämlich ein junger Zimmermaler Falk in das Reiffenstein'sche Haus. Derselbe erkannte rasch das Talent des Knaben und erlaubte ihm in den Freistunden in seinem Zimmer zu verweilen. Waren es auch nur Ornamente und Arabesken, die er ihm zum copieren vorlegte, so übte das doch immerhin Auge und Hand. Auch durfte er ihm Zureichung leisten, die nötigen Farben reiben und sogar, als Falk einmal Wappen zu malen hatte, selbst Hand anlegen, bei welcher Gelegenheit er ihm zugleich die Kunst des Vergoldens lehrte. Falk beschränkte sich aber nicht nur auf die Arbeiten, die sein Fach erheischte, er stellte sich auch höhere künstlerische Aufgaben, und sein reiches Skizzenbuch zeugte von Fleiß und Geschicklichkeit des jungen Mannes. Der Eifer, den Reiffenstein bei diesen Arbeiten bekundete, ließ fast vermuten, er wolle sich ganz der Zimmermalerei widmen. Sein Vater, der noch an dem alten Sprüchwort festhielt: Handwerk hat einen goldenen Boden, sah es gar nicht gerne, denn er hatte die Absicht, aus ihm einen tüchtigen Bierbrauer zu machen, was in dieser Zeit, als auch in Frankfurt die neue Braumethode in Münchner Weise Eingang gefunden hatte, den geschickten Brauer zur Erwerbung großer Reichthümer geführt hätte. Endlich gab er aber doch dem dringenden Ersuchen Falks nach, den Sohn in seinen Bestrebungen nicht zu stören, ja er erlaubte ihm sogar schon nach zurückgelegtem dreizehnten Jahre, die Schule zu verlassen, wozu der Oberlehrer der Schule nur sehr ungern seine Zustimmung erteilte.

Jetzt konnte er das stolze Wort sagen: „Der Tag ist mein!“, und er benutzte ihn in der gewissenhaftesten Weise. Als nun einmal Falk mit seiner Braut einen Ausflug in den Taunus machte, nahm er den jungen Burschen mit. Nun erschloß sich ihm, was er bisher nur geahnt, das ganze Gebiet der Romantik in unmittelbarer Gegenwart. Die Burg Falkenstein wurde rasch erstiegen, und als sich nun vor ihm das weite Thal ausbreitete, mit seinen Wäldern und Wiesen, seinen Burgen, seinen ziegelgedeckten Flecken und Dörfchen, dem alten Frankfurt mit seinen Thürmen, vor dem, wie ein Silberstreifen, der Main aufleuchtete und in weiter Ferne, das ganze Bild umrahmend, die im bläulichen Dämmerlichte liegenden Züge des Spessarts und Odenwaldes — da jauchzte er auf, und der Entschluß stand felsenfest in seiner Seele: „ich will ein Maler werden“. Als er nach Hause gekommen war, wurde rasch ein Stückchen Leinwand aufgespannt, die nötigen Farben gerieben und mit der vollen Begeisterung der Jugend ans Werk gegangen. In wenig Tagen lag das erste Oelbild: „Wald mit Bach“ zur Anschauung vor. Selbstverständlich wurde nun die ganze Nachbarschaft eingeladen, die des Lobes und der Bewunderung kein Ende finden konnte. Der alte Reiffenstein aber stand schmunzelnd und vergnügt sich die Hände reibend im Hintergrund und dachte: Es ist doch e Ohsekerl, mei Klääner! Von dieser Stunde an kam er ihm nicht mehr störend in den Weg.

Da trat wieder eine neue Station für seinen Entwicklungsgang ein. Der junge Wiegand, ein Sohn des damals an unserer Bühne sehr beliebten Baritonisten Wiegand, hatte von seinem Vater ein von dem damaligen Theatermaler Meiler gefertigtes Puppentheater zum Weihnachtsgeschenk erhalten und lud Reiffenstein zum beschauen desselben ein. Reiffenstein war ganz entzückt davon und konnte sich von seiner Anschauung gar nicht trennen. Im Vollgefühl seines erst vor kurzem errungenen Erfolges dachte er voll edlen Selbstgefühles wie Correggio: *Aneh'io son pittore!* „Ich will auch so ein Dekorationsmaler werden,“ sagte er zu Wiegand, und derselbe, ein gefälliger Mann, erbot sich, mit dem Theatermaler darüber zu sprechen.

Die Kunst des Theatermalers ist eine überaus schwierige. Er muß auf allen Gebieten der Kunst zu Hause sein. Er muß die Landschaften aller Zonen in den verschiedensten Tages- und Jahreszeiten zu malen verstehen, mit sämtlichen Baustilen vertraut sein, ja selbst das Barockste, Märchenhafteste, Phantastischste und Verzerrteste wenn es der Dichter fordert, darzustellen wissen; kurz er muß, was die Kunst sonst zu trennen pflegt, in seiner Person vereinigen. Er muß Landschafts-, Architektur- und Figurenmaler sein und überdies umfassende archäologische Kenntnisse besitzen. Gewiß Aufgaben, die einen ganzen Mann erfordern.

Wir können uns rühmen, an unserem Theater vortreffliche Maler dieser Art besessen zu haben. So den Mailänder Georg Fuentes, von dem Goethe sagte: „Es ist eine Freude, einen Künstler zu sehen, der seiner Sache so gewiß ist, seine Kunst so genau kennt!“ Seine Dekorationen zu Titus, Palmyra und dem Corsar sind noch jetzt ein Schmuck unsres Theaters. Nach ihm folgte Dominicus Quaglio, der sich später ausschließlich der Architekturmalerie widmete, dann Bille, Meck und endlich Meiler. Auch Meiler hat unserem Theater treffliche Arbeiten geliefert. Wiegand ging nun zu dem Künstler, ihn um Aufnahme seines Schüglings in die Lehre zu bitten. Meiler, ein gar wohlwollender alter Herr, war gerne bereit, wünschte aber doch zuvor einige Arbeiten seines künftigen Scholaren zu sehen, die nun so sehr seinen Beifall fanden, daß er sich sofort entschloß, den jungen Mann in die Lehre zu nehmen. Als Wiegand Reiffenstein diese Nachricht mittheilte, war derselbe außer sich vor Entzücken. Wiegand führte ihn dann, um ihn vorzustellen, sogleich zu dem Intendanten Grüner. Nicht ohne Herzklopfen trat er in das Zimmer, wo Grüner, wie ein Fürst, in seinem Lehnstuhl saß, ihn aber so freundlich empfing, daß bald alle Bangigkeit schwand. Wiegand theilte ihm den Entschluß seines Schüglings mit, Grüner billigte seinen Voratz und wünschte ihm alles Glück auf seine neue Laufbahn. Er war schon sechs bis acht Tage zu Meiler gegangen, ohne noch seinen Eltern eine Mittheilung davon gemacht zu haben; endlich fiel es doch dem Vater auf, er frug ihn, wohin er denn eigentlich täglich einige Stunden gehe und war höchlichst überrascht, als er erfuhr, daß sein Söhnelein bereits einige Zeit als Lehrling bei dem Theatermaler angestellt war. Anfangs schüttelte er bedenklich den Kopf, als ihn aber Meiler einmal besuchte und die günstigen Anlagen seines Jüngers schilderte, machte der gemüthliche Mann auf ihn einen so guten Eindruck, daß er alle Vorurteile gegen das Theaterwesen schwinden ließ.

Reiffenstein aber arbeitete mit nimmermüdem Fleiße und immer steigendem Eifer an seiner Vervollkommnung und erwarb sich das ganze Vertrauen seines Lehrmeisters, sodasß er ihn sogar in sein Haus einführte, wo er im Kreise von Meilers Frau und Tochter glückliche Abendstunden verlebte. Auch war er für seine weitere Ausbildung besorgt, indem er ihm die oben genannten Dekorationen von Fuentes, von Radl gestochen, zum häuslichen Copieren übergab. Das Lokal, in welchem sich der Theatermalsaal befand, war das alte Zeughaus im Rahmhof, in dessen unteren Räumen sich das Dekorationsmagazin befand, während der erste Stock zum Malsaal diente. Derselbe bestand aus einem großen niedren Raum, der in der Mitte durch hölzerne Träger in zwei ungleiche Hälften geschieden wurde und nach drei Seiten hin ziemlich tiefe Fensterbänke hatte, da die Mauern sehr dick waren. Auf dem Boden wurden die Dekorationsstücke gemalt, und in einer der Fensterbänke hatte Reiffenstein seinen Platz, um in den freistunden zeichnen und malen zu können. Meiler starb bald, und an seine Stelle trat der Maler Hofmann. Dieser war eben von der Münchner Akademie gekommen, hatte dort mit den bedeutendsten Künstlern verkehrt und sich deren Anschauungen zu eigen gemacht. Er fand Wohlgefallen an dem jungen Lehrling. Er brachte ihm die Grundlagen der darstellenden Geometrie, Perspektive und Optik und deren praktische Anwendung bei und ließ, um ihn systematisch auszubilden, ihn die Studien nach Wagenbauer zeichnen, die, von einem einfachen Ästchen beginnend, unter stets fortschreitenden Schwierigkeiten auf dem 20ten Blatt mit einer ziemlich ausgeführten Landschaft endigten; auch empfahl er ihm aufs eifrigste das Studium nach der Natur, was allein zur Selbständigkeit führen könne. Durch das schnelle Erlernen der Technik ging Reiffenstein plötzlich der Sinn für Architekturmalerie auf, wozu er natürlich nach den in nächster Nähe liegenden Vorbildern griff, und hier ist der Anfang zu seiner Sammlung „Frankfurt“ zu finden. Gerningshäuschen an der Isenburger Chaussee, ein Haus am Affenthor und der Kühornshof waren die ersten Blätter dieser Art, die er im Jahre 1836, also in seinem sechzehnten Jahre fertigte. Im Frühling desselben Jahres aber warf er sich, eingedenk der Lehren seines Meisters, mit allem Eifer auf das Studium der Natur; er durchstreifte den Wald nach allen Richtungen und 64 in diesem Jahr gefertigte noch vorhandene Skizzen zeugen von seinem Fleiße.

Wenn auch das Gehalt des jungen Malers noch ein sehr mäßiges war, so wurde er doch durch die Freiheit, allabendlich gratis das Theater besuchen zu dürfen, reichlich entschädigt. Seine Phantastie fand hier reiche Nahrung, und durch die treffliche Aufführung der klassischen Werke Goethes, Schillers, Lessings, Shakespeares bildete sich auch sein Sinn für die dramatische Litteratur. Durch den gleichsam akademischen Unterricht, den er bei Hofmann genoß, war er vor der Verwilderung im Handwerk geschützt, und er beschäftigte sich in seinen Mußestunden eifrig in seinem Hause. Häufig besuchte er die Gemäldesammlung des Städel'schen Instituts, und hier waren es vor allen Lessing und Pose, die er sich zur Nachahmung auserwählte, ja er malte sogar einmal die Burg Els Poses nur aus der Erinnerung in seinem Hause nach. Doch beschränkte er sich damals nicht auf Landschaften. Lessings historische Werke: Huß vor dem Konzilium, Ezzelin im Kerker und die Landschaft mit dem heimkehrenden Ritter hatten einen großen Eindruck auf ihn gemacht, und so entstanden denn auch bei ihm bald ähnliche Compositionen, wie Gök von Berlichingen, Barbarossa im Kyffhäuser, Wallensteins Ermordung und die Coreley. Sogar mit Porträtmalerie beschäftigte er sich. Sein erstes, schon im Jahre 1834 gefertigtes war das des Baritonisten Wiegand als Graf Ulmariva, welches er dem Sänger aus Dankbarkeit widmete, auch das des Schauspielers Hendrichs stammt aus dieser Zeit. Sein Selbstbewußtsein war gewachsen. Er wollte nun einmal sehen, welchen Eindruck seine Werke auf das größere Publikum machten und schickte eine Wellandschaft: „Die Mühle im Thale“ dem Kunstverein. Sie kam zur Ausstellung, und der Verein zahlte ihm 40 Gulden dafür aus. Der Theatermaler Hofmann, der es einsah, daß Reiffenstein zu etwas Höherem, als der Dekorationsmalerie bestimmt sei, drang in ihn, zu seiner weiteren Ausbildung die Kunstschule des Städel'schen Instituts zu besuchen. Das Städel'sche Institut stand damals in hoher Blüte, und es schien fast, als ob es mit Düsseldorf um den Preis ringen wolle. Bedeutende Männer standen als Lehrer an seiner Spitze; so der geniale Philipp Veit, nach ihm der vielseitig

wirkende Johann Eduard Steinle, der ihm zur Seite stehende Rüstige und der wackere Jakob Becker, welche den Unterricht in der Malerei erteilten.

Als Lehrer der Architektur wirkte der Professor Hessmer, und dem Schüler Danneckers und Thorwaldsens, dem gemüthlichen Professor Zwerger, war der Unterricht in der plastischen Kunst zugeteilt, während der treffliche Schäfer die Kupferstichschule leitete. Der Inspektor Passavant, der sich durch seinen Peintre Graveur einen bedeutenden Ruf unter den Kunsthistorikern erworben hatte, stand der Gemäldesammlung und dem Kupferstichkabinett vor. Von der lebhaften Entwicklung des jungen Instituts angezogen, verweilten längere oder kürzere Zeit viele anerkannt tüchtige Künstler in den Räumen der Anstalt, wie: Achenbach, Schwind, Kethel (der Schüler Veits), Ballenberger, Trost, Dielmann, Funk, Bonnerst u. a. m., und wirkten durch Schaffen und Wort anregend nach allen Seiten.

In diese Anstalt trat nun im Jahre 1833 zu seiner weiteren Vervollkommnung der junge Reiffenstein ein. Im Anfang genoss er nur den unter der Leitung des Inspektors Wendelstädt stehenden Unterricht in der Elementarschule, übte sich aber zugleich vom Juni 1833 bis April 1835 bei Professor Zwerger im Modellieren, zeichnete in diesem Jahre überdies nach der Antike und besuchte den Uffsaal.

Besonders zog ihn Professor Hessmer an, bei dem er Unterricht in der Architektur und der Perspektive hatte, und an dessen mathematischen Vorlesungen 1839—40 er teilnahm.

Auch hörte er von 1841—42 dessen Vorträge über die Geschichte der Erfindungen und 1842—43 über die Geschichte der Baukunst. Hessmer war ein überaus anregender Lehrer, von umfassendem Wissen, der neben seiner Kunst auch noch die Poesie pflegte und manche treffliche Gedichte, wie Jussuff und Aafisse, Ring und Pfeil, besonders aber die sinnigen Lieder einer unbekanntem Gemeinde geschaffen hat, worin er in den schönen Worten sich selbst zu charakterisieren scheint:

„Glücklich, wer, in sich bescheiden, jedes Nächste gern vermag,
Wer mit selbstgeschaffnen Leiden sich nicht trübt den lichten Tag.
Statt der unermessnen Flüge hält mit seiner Kraft er Hans,
Schafft im Kleinsten sich Genüge, und Vollendung wird daraus.“

Er erkannte bald das redliche Streben seines Schülers und stand ihm mit seinem vielseitigen Wissen belehrend, aufmunternd und beratend als wahrer Freund zur Seite. Reiffenstein war entzückt von seinem Lehrer und dessen Unterricht, sodaß er sogar eine Zeitlang die Absicht hatte, Architekt zu werden, von welchem Plane ihn aber der Theatermaler Hofmann und der ihm freundlich gesinnte Rüstige abzubringen wußten. Er trat nun im Jahre 1844 als Atelierschüler in die Malerschule unter die tüchtige Leitung des Professors Becker und hörte überdies von 1844—45 die Vorlesungen des Herrn von Launiz über Anatomie. Er war so fleißig und entwickelte sich so tüchtig, daß ihn sein Lehrer im Januar 1846 mit den glänzendsten Zeugnissen aus der Anstalt entließ. Von seinem Fleiße zeugen 388 theils ausgeführte Werke, theils Studien aus allen Zweigen der Kunst: Landschaft, Sittenbild und historisches Gemälde, die er innerhalb der Jahre 1844 und 45 geschaffen hat.

Seine Naturstudien trieb er eifrig fort und machte nun auch, um seinen Gesichtskreis zu erweitern, Reisen. So im Jahre 1839 in den Odenwald, 1843 an die Lahn und den Taunus, 1844 in den Harz, 1848 in das Riesengebirge, 1851 im August bis zum Oktober nach Italien, 1853 an den Oberrhein und die Tauber, 1856 in die Schweiz, 1860 in die Pfalz, 1867 seine Hochzeitsreise an den Rhein und die Lahn, 1868 in den Schwarzwald und nach Schwaben, 1869 an den Bodensee und nach Rotenburg, 1871 nach Maulbronn, den Bodensee und Basel, 1875 nach Michelstadt, 1881 an die Mosel. Die Resultate dieser Studien bestehen in nahezu 2700 Blättern, welche, sorgfältig nach den verschiedenen Gegenden in Bücher eingeklebt, gegenwärtig im Besitze des Städelschen Instituts sind.

Besonders gerne verweilte er in Braunsfels, wo das alte interessante Schloß und die malerische Umgebung ihm reiche Motive boten, und er bei dem Fürsten, einem großen Kunstkenner, stets eine gastliche Aufnahme fand. 350 Studien und Skizzen verdanken wir diesem Aufenthalt.

In seinen frühesten Oelgemälden tritt überall die romantische Richtung hervor. Feldschlöffer, Burgen und Klöster waren seine Lieblingsgegenstände. In der letzten Zeit pflegte er mehr die Aquarellmalerei, in welcher er den bedeutendsten Künstlern auf diesem Felde anzureihen ist. Seine korrekte Zeichnung, sein warmes Kolorit und der Zauber seiner Lichtwirkungen hat die Aufmerksamkeit aller Kenner erregt. Alle seine Bilder sind von bewundernswerter Feinheit und Schönheit. Fast jedes unserer ansehnlichen für Kunst empfänglichen Bürgerhäuser besitzt ein oder mehrere Gemälde dieses interessanten Künstlers, und bald verbreitete sich in die weiteste ferne sein Ruf. Von fürstlichen Persönlichkeiten, für die er Arbeiten lieferte, nenne ich nur den König von Preußen Wilhelm I. und die Königin Augusta, den Erzherzog Johann, den Großherzog und die Prinzen von Hessen, Fürst von Braunsfels u. s. w.

Von der im Jahre 1845 in Brüssel abgehaltenen internationalen Ausstellung ward ihm mit seinem Lehrer Becker die erste bedeutsame Auszeichnung zu teil. Im Jahre 1868 ernannte ihn der Cercle artistique in Belgien zum korrespondierenden Mitgliede.

Im Jahre 1856 wurde ihm von der Königin Victoria von England der Auftrag, zum Andenken an den verstorbenen Bruder Ihrer Majestät, den Fürsten von Leiningen, 17 Aquarelle aus Wald-Leiningen und Amorbach zu malen. Er überreichte sie persönlich der Königin und ihrem Gemahl und fand dort eine sehr ehrenvolle Aufnahme. Die Königin bestellte nach seinem Skizzenbuch noch einige Bilder: Venedig, Piazzetta bei Nacht; einen Sonnenaufgang in den Alpen über der Gemmi; einen Klostergarten und endlich ein kleines Seebild.

Aber sein Hauptverdienst liegt für uns Frankfurter auf einem andern Gebiete seiner Thätigkeit.

Wenn wir die in neuester Zeit entstandenen breiten Straßen unserer Stadt durchschreiten und die prächtigen, eleganten, stilvollen Häuser betrachten, erfreuliche Zeichen des lebendigen Fortschreitens unserer heimischen Architektur, so überschleicht uns wohl ein gewisser Stolz über die glanzvolle Entwicklung unserer Vaterstadt, und wir vergessen dann oft gänzlich, wie viel Schönes und Interessantes durch sie vernichtet wurde. Gewiß wäre bald das Andenken an die zerstörten baulichen Denkmale des alten Frankfurt mit dem Tode der noch aus jener Zeit stammenden Bewohner erloschen, wäre nicht ein Künstler erstanden, der sich ihrer bemächtigt und sie uns für alle Zeiten im Bilde festgehalten hätte: unser wackerer Mitbürger, der Maler Carl Theodor Reiffenstein.

Wohl besitzen wir treffliche Gemälde von hervorragenden Werken der Architektur: Prunkvolle Paläste, erhabene Kirchen, stolze Straßen, stattliche Marktplätze und weite Seehäfen fanden ihre Meister. Auch Totalansichten einer ganzen Stadt, wie Merians treffliche Pläne in der Vogelperspektive und Morgensterns bewundernswerte Rundgemälde wurden geschaffen. Über den Gedanken, alles, auch das Unbedeutendste, festzuhalten, wenn es nur von kunst- oder kulturhistorischer Bedeutung oder auch nur von malerischer Wirkung ist, faßte wohl Reiffenstein in dieser Weise zum erstenmal.

Bald führt er uns in die stolzen Stammhäuser unserer Patrizier, die so recht den Charakter ihrer Zeit, in ihrem An- und Umbau auch oft mehrerer Zeiten, immer aber das persönliche Gepräge ihrer Erbauer zeigen, sodaß sie sogar oft deren Namen tragen, wie Haus Frauenstein, Schwarzburg, Wannebach u. s. w. Wir wandeln mit ihm durch die schattige Lindenallee, die in die weite Vorhalle führt, steigen über die breiten Treppen, die von einem aus geschmiedetem Eisenwerk zierlich gebildeten Geländer eingefast sind und schreiten in den Prunksaal, dessen Decke mit kunstreicher Stuckarbeit geschmückt ist, während das Tafelwerk der Wände Meisterwerke des Holzschnitzers zeigt. Dann geleitet er uns über den Wehrgang unsrer alten Festung mit seinen tiefen von Bäumen bepflanzten Zwingern und zeigt uns die trostigen Türme und die massiv gebauten Stadthore. Mit Vorliebe verweilt er vor den von Mauern eingeschlossenen, durch einen Graben mit Zugbrücke und Fallthor geschützten gefesteten Höfen vor der Stadt. Besonders fesselt ihn der von allem Zauber der Romantik unflößene Kühornshof, den er oft und von den verschiedensten Seiten dargestellt hat. Für die vielen aus dem Mittelalter stammenden Klöster der verschiedenen geistlichen Orden mit ihren in edlem gotischem Stile erbauten Kirchen, ihren Kreuzgängen und Refektorien, wo Meister wie Holbein und Dürer gearbeitet und oft längere Zeit eine gastliche Aufnahme fanden, weiß er unser Interesse zu wecken. Die in der Stadt liegenden weiten Höfe mit ihren Seitengebäuden und malerischen Gartenanlagen stellt er uns zu klarem Überblick in Vogelperspektive dar, so den roten Hof, den Rahmhof, den weißen Hirsch u. a. Aber wir durchschreiten auch mit ihm die Straßen, die Gassen und Gäßchen mit ihren bescheidenen Häusern, die in ihrer Enge und Einfachheit so recht den schlichten, behaglichen und zufriedenen Sinn ihrer Bewohner kennzeichnen; durch das Höfchen, in welchem bisweilen mit Balluströ geschmückte Gallerien die einzelnen Stockwerke verbinden, gelangen wir mittelst einer oft außenliegenden zierlichen Wendeltreppe durch die geräumige Flur in das enge, aber heimliche Wohnzimmer, das uns tausend frohe und trübe Familiengeschichten zu erzählen scheint. Gar traulich berühren uns die Werkstätten, wo ein durch die in Blei gefasteten kleinen Scheiben brechender warmer Sonnenstrahl die mannigfaltigsten Werkzeuge und Gerätschaften beleuchtet, während uns die in fahles Helldunkel gehüllten weiten Kellerräume und Gewölbe fast einen unheimlichen und gespenstischen Eindruck hervorrufen. Alle diese interessanten Blätter, die jetzt nahe an 2000 zählen, wurden auf Kartons angeheftet, in Foliant-Bänden aufbewahrt und sorgfältig katalogisiert. Sie waren längere Zeit nur den näheren Freunden Reiffensteins und den sein Atelier besuchenden Kunstfreunden bekannt, bis die Administration des Städelschen Institutes im Jahr 1873 einen Teil derselben öffentlich ausstellte. Der Zudrang und der Erfolg war ein bedeutender. Die älteren Beschauer freuten sich, halb erblaßte Erinnerungen an diesen meisterhaften Darstellungen wieder aufzufrischen; die jüngere Generation war erstaunt, wie schön und reizvoll neben den höheren architektonischen Denkmälern sich auch unsre einfache bürgerliche Baukunst entwickelt hatte. Schon war die Gefahr vorhanden, daß diese wertvolle Sammlung ins Ausland kommen würde, als sich endlich 1876 die städtischen Behörden entschlossen, dieselbe gegen eine an Reiffenstein zu zahlende lebenslängliche Jahresrente für die Stadt anzukaufen.

Sie wurde dann dem neu entstandenen städtischen Museum übergeben, in dessen Sammlungen sie wohl eine der schönsten Perlen ist. Außer diesen Werken hat Reiffenstein noch ein bereits in vierter Auflage erschienenenes Goethe-Album geschaffen, welches alles enthält, was architektonisch in unsrer Vaterstadt in Beziehung zu ihrem größten Sohne steht und wohl den besten Kommentar bildet zu dem für uns Frankfurter so wertvollen ersten Buche von Goethes Wahrheit und Dichtung.

Um alles dieses leisten zu können, bedurfte es eines sinnigen Gemütes, das sich in dem bürgerlichen Kleinleben entwickelt und mit Jean Pauls idyllischer Behaglichkeit seit seiner Kindheit darin eingetüftelt hatte. Aber es bedurfte auch eines Kenners, der Bedeutsames von Unbedeutendem, Kunsthistorisches von Gleichgültigem zu unterscheiden wußte, und dazu des sinnigen Auffassungs-, des poetischen Darstellungsvermögens eines Künstlers, der auch den unbedeutenderen Gegenstand in eine solche Stimmungssphäre zu versetzen wußte, daß der Geist der Zeit aus ihm lebendig uns entgegen spricht. Alle diese Vorzüge finden wir aufs harmonischste in unserem Künstler vereinigt. Schon als Knabe die Stadt durchschweifend, um sich mit Liebe in die Denkmäler einer vergangenen Zeit zu versenken, hat er sich durch ernste architektonische Studien, durch unausgesetzte Beobachtung der Natur in ihren mannigfaltigsten Erscheinungen, endlich durch einen bewundernswerten Fleiß jene Korrektheit der Zeichnung, jenen feinen Sinn für Luft- und Linienperspektive und jene technische Meisterschaft errungen, die seine Bilder auszeichnen.

Reiffenstein ahmte die Natur nicht slavisch nach, denn das vermag die Maschine besser zu leisten, als der pedantische Kopist. Er legte seine ganze Seele in sein Werk, er wußte das Kolorit, Jahres- und Tageszeiten und die wechselnden Beleuch-

tungen künstlerisch zu benützen, um seinem Bilde gerade die Stimmung zu verleihen, die es fordert, und er zwingt gleichsam den sinnigen Beschauer, der sich in dasselbe vertieft, das nachzufühlen, was ihn bewegte, als er sein Werk schuf. Er war ein malender Dichter, wie er denn auch oft die Empfindung, die er durch Zeichnung und Farbe verkörpert hatte, durch das lyrische Wort, gleichsam die aus dem Werke sprechende Seele, darzustellen pflegte.

Reiffenstein war ein Frankfurter von ächt altem Schrot und Korn. Er war mit der Geschichte seiner Vaterstadt aufs tiefste vertraut und verfolgte mit dem lebhaftesten Interesse ihre politische und geistige Entwicklung. Der Schmerz über den Verlust ihrer Freiheit nagte an seinem Herzen bis an sein Ende, und er versenkte sich darum um so inniger in die Vergangenheit, wie er sich sogar, selbst in den Ansichten, die noch unserer Zeit angehören, nicht entschließen konnte, den Pfarrturm in seiner jetzigen Gestalt zu zeichnen.

Von seinen gründlichen topographischen Kenntnissen und Studien zeugen viele interessante Aufsätze in den Veröffentlichungen des Frankfurter Altertumsvereins, vor allem aber seine Beschreibung und Geschichte der Frankfurter Häuser, welche als Fortsetzung und Erweiterung der trefflichen Battonn'schen „Wertlichen Beschreibung Frankfurts“ von großem Werte ist.

In der novellistischen Behandlung der alten Sage vom Neuner in der Wetterfahne des Eschenheimer Turmes hat er auch sein poetisches Talent bekundet.

Reiffenstein führte ein ziemlich eingeschlossenes Leben, er besuchte nur äußerst selten die Künstlervereine oder gesellschaftliche Kreise und verkehrte nur mit wenigen Freunden, an denen er aber auch treu festhielt bis zu seinem Ende. Auch hier waren es vorzugsweise Gesinnungsgenossen, die seine vaterstädtische Richtung teilten, so der beliebte Komiker Hassel, der in der köstlichen Schöpfung des Bürgerkapitans so recht das alte behagliche Bürgertum repräsentierte; so der Assessor Pfeifer, der durch seine auf archivalischen Quellen beruhenden, früher viel gelesenen, jetzt teils mit Unrecht fast vergessenen Frankfurter Novellen und Lustspiele manches bedeutende Ereignis unserer Geschichte dem größeren Publikum zugänglich machte. — Nach dem Tode seiner Eltern lebte Reiffenstein noch längere Zeit mit seiner Schwester Christine im elterlichen Hause in der Graubengasse, wo er sich ein überaus kleines Stübchen im zweiten Stocke zum Atelier eingerichtet hatte, welches den in einer engen Gasse wohl nicht hoch anzuschlagenden Vorteil hatte, Nordlicht zu besitzen. Als aber seine Anerkennung wuchs, und er auch von angeseheneren Leuten besucht wurde, vertauschte er es mit einer größeren, zweckmäßigeren und eleganteren Wohnung. Schon die früheste Morgenstunde fand ihn bei der Arbeit, und es war ihm immer, wie er sagte, sonntäglich zu Mute, wenn er an seinen Frankfurter Bildern malte. In der Dämmerstunde aber durchschritt er die Straßen der Stadt, um der Darstellung würdige Motive aufzusuchen, und manches interessante Detail, das von der tüchtigen Hand eines Steinmetzen, Schreiners oder Schlossers gefertigt war und den Stil einer Periode sowie den feinen Geschmack und die Geschicklichkeit ihrer Verfertiger bekundete, verdanken wir diesen abendlichen Streifzügen.

Von seinem unermüdblichen Fleiße möge zeugen, daß seine Werke, Studienblätter und Skizzen mit eingerechnet, schon im Januar 1890 die volle Zahl von 10151 betragen.

Reiffenstein war auch auf anderen Kunstgebieten heimisch. Er war ein großer Verehrer der Musik; aber auch hier war er im strengsten Sinne konservativ, er ließ nur die klassischen Altmeister: Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, höchstens noch Mendelssohn und die Romantiker Schubert und Schumann gelten, war aber ein entschiedener Gegner der Wagner'schen Richtung und besonders den slavischen Musikern, die in letzterer Zeit die Programme der Konzerte beherrschen, gründlich abhold. Er spielte selbst Violine, war in seiner Jugendzeit thätiges Mitglied des Philharmonischen Vereins und hielt sich später allwöchentlich ein Quartett, bei welchem neben den klassischen Kompositionen auch Spohr, Kreuzer und vielleicht noch ein Schüler der Mozart-Haydn'schen Richtung, z. B. Pleyl, Geltung fanden.

Wenn sich auch der Knabe in den die Zeit beherrschenden Ritterromanen und Räubergeschichten eines Spieß, Kramer, Dulpus u. s. w. berauschte, so trat doch schon damals mit der Lektüre des Götz von Berlichingen, den er fast auswendig wußte, mit einem Uhlant und Eichendorff, mit den Romantikern Tieck, Arnim, Brentano, Fouqué eine Läuterung des Geschmacks ein. Später lernte er durch Umgang mit Germanisten die Schätze unserer mittelalterlichen Litteratur kennen, und er las das Nibelungenlied, die Gudrun, wie die Werke eines Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg in Mittelhochdeutsch mit großem Interesse. Auch mit den Großmeistern der Weltlitteratur, mit Homer, Dante, Ariost, Milton und besonders Shakespeare war er vertraut. Vor allem verehrte er den Altmeister Goethe in seinen poetischen und wissenschaftlichen Werken. Walter Scott, der in deutscher Übersetzung auf schrecklichem Druckpapier mit gelbem Umschlag in den zwanziger Jahren in Hefen auf Subskription erschienen war und in allen Kreisen fast verschlungen wurde, machte schon auf den Knaben einen tiefen Eindruck. Scott und Scheffel waren die letzten Bücher, mit denen er sich bis kurz vor seiner Krankheit lebhaft beschäftigte. In die neuere naturalistische Richtung der Kunst konnte er sich nicht finden.

Noch in späteren Jahren traf Gott Amor sein Herz. Im Juli 1867 vermählte er sich mit Caroline Mathilde Manskopf, einer angesehenen und geachteten altfrankfurter Familie entstammend. Sie verstand es, ihm sein Heim außerordentlich lieb und traulich zu machen, sie nahm den lebhaftesten Anteil an seinem Schaffen und Wirken und war ihm, so weit es möglich war, auch bei den mehr technischen Thätigkeiten, wie dem Aufkleben und Katalogisieren seiner Kunstblätter und ähnlichen Verrichtungen stets hilfreich zur Hand. Er verlebte mit ihr eine fünfundzwanzigjährige überaus glückliche Ehe, da befiel sie plötzlich im Frühling 1892 eine schwere Krankheit. Trotz der sorgsamsten ärztlichen Behandlung und Pflege trat nach schwerem Leiden im Mai 1892 ihr Tod ein. Es war ein großer Schmerz für Reiffenstein, der nun wieder ganz allein stand. Den

einzigsten Trost fand er in seiner Kunst und er war jetzt fleißiger als je mit der Vollendung seiner Frankfurter Bilder beschäftigt. Aber mitten in seiner eifrigen Thätigkeit traf ihn ein schwerer Schicksalsschlag. Am 21. August 1892 lähmte ihn ein leichter Schlaganfall den rechten Arm und Fuß. Die Aussicht, für immer in seinem Schaffen gehemmt zu sein, war für ihn ein entsetzlicher Gedanke. Noch einmal glückte es der unermüdblichen Fürsorge seines Arztes, ihn in kurzer Frist wieder soweit herzustellen, daß er zu seiner größten Freude den Pinsel wieder ergreifen konnte. Leider währte das Glück nicht lange Zeit. Schon im November 1892 erkrankte er an einer Nierenschwumpfung. Wohl wäre es nach Ansicht des Arztes vielleicht möglich gewesen, ihn von diesem Übel zu befreien und ihn noch eine Zeit lang am Leben zu erhalten, aber da die Influenza hinzutrat, war nur noch eine schwache Hoffnung vorhanden. Alle ärztliche Kunst war vergebens; die Natur hatte keine Widerstandsfähigkeit mehr, die Kraft war gebrochen, und so endete am 7. Dezember 1893 Reiffenstein sein schönes, reiches Künstlerleben. Da er gewünscht hatte im Stillen beerdigt zu werden, geleiteten ihn nur die nächsten Verwandten und Freunde zur letzten Ruhestätte.

Reiffenstein ist gestorben, aber er hat uns ein kostbares Vermächtnis hinterlassen. Die neue Zeit tritt mit der dämonischen Kraft einer Naturgewalt auf und zerstört in schonungsloser Weise alles, was sich ihren umgestaltenden und neuschaffenden Ideen entgegenstellt. Vieles Große und Altherwürdige ist schon gefallen; andres wartet schon lange und sieht rettungslos seiner Vernichtung entgegen. Aber unter all dem Wechsel bleibt uns ein Andenken an die Vergangenheit unserer Vaterstadt für alle Zeiten gesichert: die Bilder aus dem alten Frankfurt, und noch unsere spätesten Enkel werden in dankbarer Anerkennung nennen den Namen des Meisters: Carl Theodor Reiffenstein.

Erläuterungen zu den einzelnen Tafeln.

1. Ansicht der Stadt, vom Untermain gesehen,
mit der Maininsel und, links im Vordergrund, dem Gebäude der Mainlust; früher von Guaita'scher Garten, von 1832 bis 1859 beliebtes Vergnügungslokal, 1873 bei Anlage der Uferbauten niedergelegt. (Im Besitz des Herrn Theodor Voigt.)
2. Die Johannerkirche mit den Anbauten an der Ecke der Schnurgasse und Fahrgasse,
gegenüber dem noch stehenden Erkerhause „zum Würzburger Eck“, im Mittelalter „Kircheneck“. Sie war mit dem hinten liegenden Commendehaus und Hof Eigentum des Johannerordens, der sich hier gegen Ende des 15^{ten} Jahrhunderts niederließ. Nachdem die Kirche Jahre lang als Geschäftslokal gedient hatte, wurde sie 1872 niedergelegt.
3. Geißpfortchen (Heiliggeistpfortchen), von der Innenseite und vom Mainufer aus gesehen.
Bei der Innenansicht ist die Umgebung nach der Natur gezeichnet, links die Fassade der Heiliggeistkirche und des Spitals, rechts die zum Teil noch stehenden Häuser. Die Pforte selbst ist bei dieser Ansicht mutmaßlich ergänzt. Die Mainansicht ist nach einer Federzeichnung von J. B. Reißer in der Gering'schen Sammlung (1771). Die Pforte wurde 1797 abgebrochen.
4. Heiliggeistkirche und ein Teil der Spitalgebäude, vom Hofe aus gesehen,
als Kapelle angeblich 1287, als Kirche in der Mitte des 15^{ten} Jahrhunderts, abgebrochen 1840.
5. Zwei Hofansichten des Spitals zum Heiligen Geist.
Dieses schon 1275 erwähnt; die Gebäulichkeiten wurden 1859 abgerissen.
6. Mainansicht von Alt-Sachsenhausen
vor Abbruch der Dreikönigskirche im Jahre 1875. Im Vordergrund rechts die alte Mainchanze. (Im Besitz des Herrn Wilhelm Landauer.)
7. Das Mainzerpfortchen nebst Graben und Wällen, vom Schneidwallturme aus gesehen,
mit der ganzen Umgebung und der Fernsicht nach Bockenheim und dem Taunus. Von Reiffenstein nach einem im Jahre 1803 vom Maler Chr. J. Beer aufgenommenen Aquarell angefertigt.
8. Hintergebäude der ehemaligen Landgüterbestätterei
zwischen Stadtwage und Leinwandhaus, der Schmiedstube gegenüber; früher die alte Judenschule. Niederegelegt bei Errichtung des Archivgebäudes 1874. Der in Farbe ausgeführte kolossale Frankfurter Adler von 1589 galt in seiner heraldischen Zeichnung als der schönste in der Stadt.

9. Die ehemalige Radgasse

zwischen dem Dr. Senckenbergischen Stift nebst Anatomiegebäude und den gegenüberliegenden Bleichgärten. Links im Hintergrunde die alte Peterskirche. Von der Radgasse führte schon damals eine 1811 angelegte steinerne Treppe (die sogen. Jungfernstiege) nach der Bleichstraße, von wo aus die Ansicht im Winter 1850 aufgenommen ist.

An dieser Stelle war damals noch ein großes Stück der alten Stadtmauer erhalten, worüber sich in Reiffenstein's Aufzeichnungen folgende Bemerkung findet: „Die Bleichgärten bildeten mit dem daranstoßenden Garten des Hauses „zur „Rose“, „ehe die Brönnerstraße (1852) angelegt war, eine große Menge heimlicher und malerischer Parthien, namentlich „aber war dies von dem vor diesen alten Häusern herziehenden Zwinger der Fall, welcher als ein wahrer Zufluchtsort „für Künstler, denen es um derartige Studien und Stimmungen zu thun war, angesehen werden konnte. Derselbe „war mit schönen schattigen Fußbäumen besetzt und wurde als Seilerbahn benutzt, auch wuchsen an der alten Stadt- „mauer, die theilweise noch ganz erhalten war, eine Menge schöner Holzlunder und anderes Buschwerk, durch das man „in Hintergrunde den Eschenheimerthurm erblickte, und da der Zwinger viel tiefer als die Bleichstraße lag, so daß „man von dem Geräusch derselben nur sehr wenig vernahm, so glaubte man sich in dieser stillen Abgeschlossenheit „in die alte ruhige Zeit zurückversetzt, indem auch damals die Bleichstraße noch ein abgelegener Stadttheil war und „wenig befahren wurde.“

10. Der Rahmhof, die städtische Reitbahn, der große und kleine Taubenhof, der Kastenhospitalhof nebst einem Teil der Bleichgärten an der Tollgasse,

von Reiffenstein nach eigener Aufnahme in der Vogelschau construirt und im Jahre 1835 dargestellt.

Die sämtlichen Gebäulichkeiten, außer einigen jetzt noch stehenden des kleinen Taubenhofs, wurden 1873/74 bei Anlage der Taubenhofstraße und Errichtung der neuen Börse niedergelegt.

Der Rahmhof erhielt seinen Namen schon um die Mitte des 14^{ten} Jahrhunderts durch die von den Wollenwebern daselbst aufgestellten Tuchrahmen. Das große Gebäude in demselben diente früher als Zeughaus, im Laufe dieses Jahrhunderts als Dekorationshaus und Malersaal für das Theater, die Nebengebäude von 1806—1842 der Thurn und Taxischen Fahrpost.

Das Haus im Vordergrunde, die städtische Reitbahn, war ein stattliches in Steinarchitektur ausgeführtes Gebäude, nach Reiffenstein 1755 von dem Architekten Wicker errichtet.

Links schließen die Gärten mit der Mauer der ehemaligen Tollgasse, späteren Kastenhospitalgasse ab, oben mit den Gartenmauern nach der Hochstraße.

11. Höfchen in dem Hause Kruggasse Nr. 13.

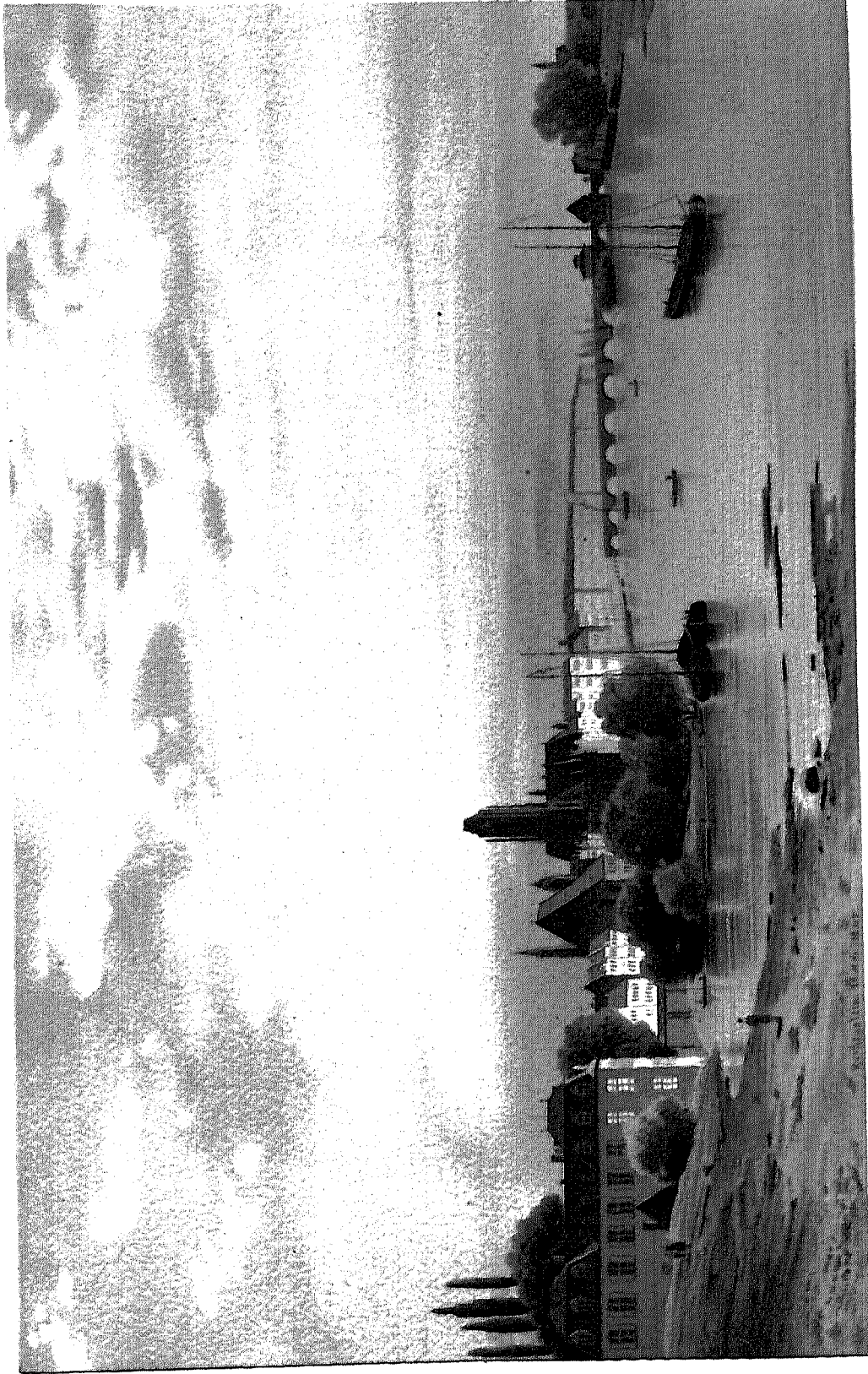
Reiffenstein bemerkt in seinen Aufzeichnungen zu diesem Höfchen: „Wenn man die von mir angefertigten Aquarelle betrachtet, so wird man finden, daß es nicht wohl ein reizenderes Motiv für ein Genrebild geben kann als dieses, und es ist mir unerfindlich, daß meine verehrten Herrn Kollegen immer weite Reisen machen um Anregungen sich zu holen, die sie dahier weit besser und billiger haben könnten.“

12. Stadtgraben an dem ehemaligen Sischerfelde

mit der Aussicht nach der Dominikanerkirche, dem zwischen Kloster- und Judengasse gelegenen Stadtmauerturm und links dem Frohnhofturm. Nach einem Aquarell von Chr. Georg Schütz Vater. — Siehe hierzu den Stadtplan von Merian.

O. Cornill.





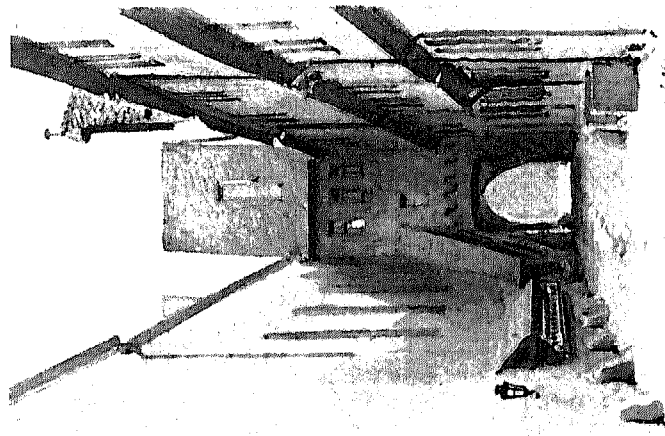
I.

Ansicht der Stadt, vom Inneren gesehen.



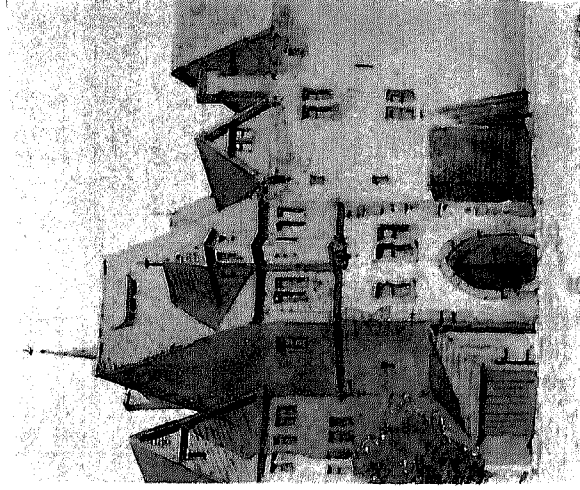
2.

Die Johanniterkirche
an der Ecke der Schürzgasse und Fahrgasse.



3.

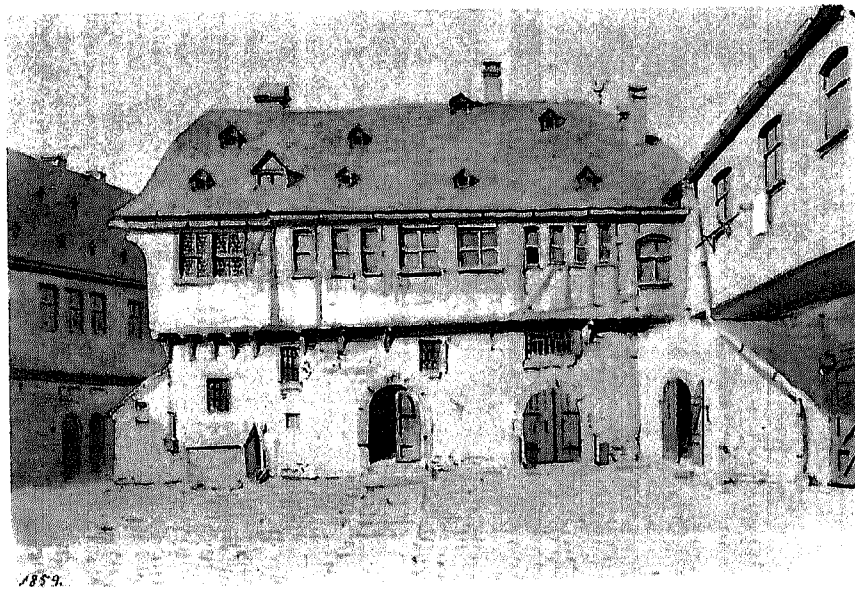
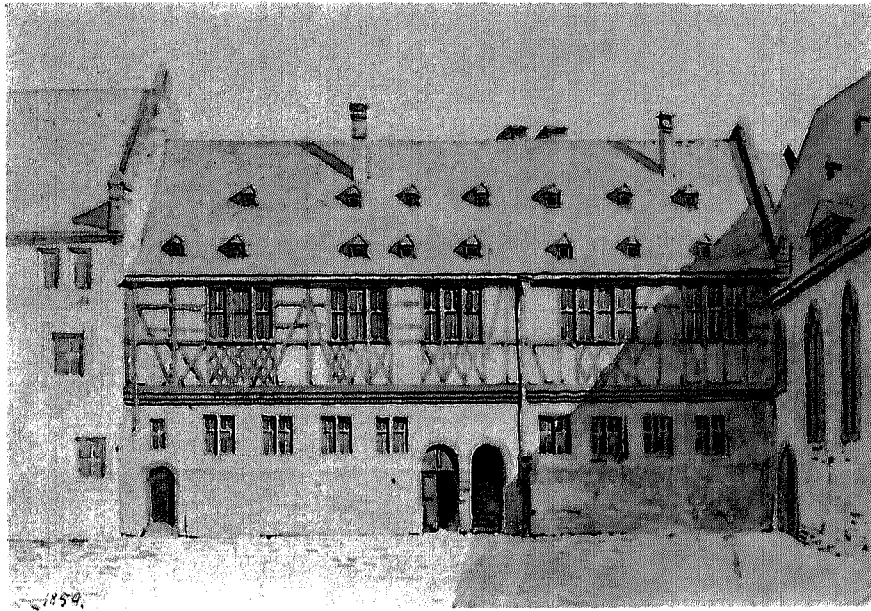
Geispförchen,
innere und äußere Ansicht.





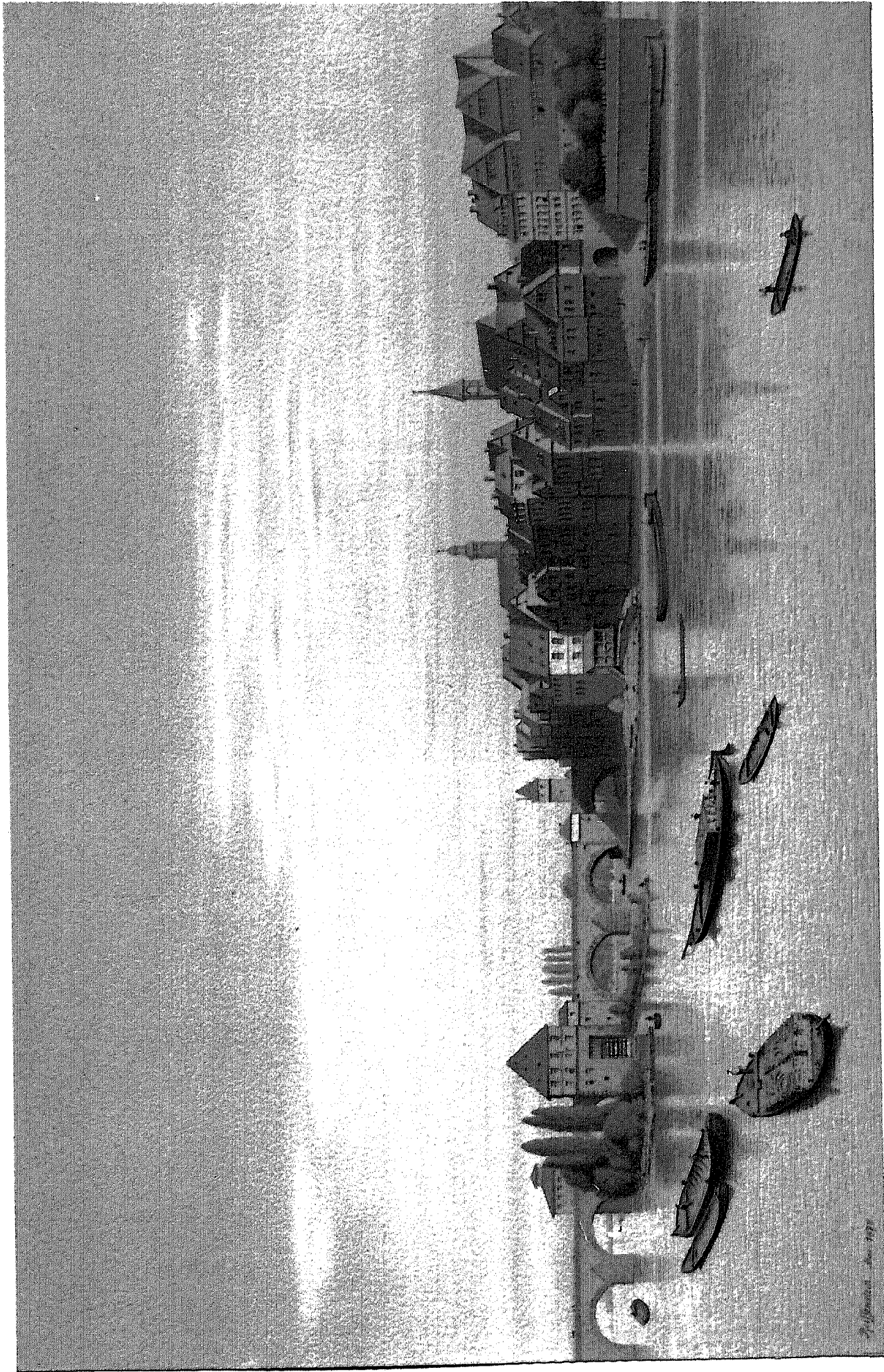
4.

Heiliggeistkirche und ein Teil der Spitalgebäude,
vom Hofe aus gesehen.



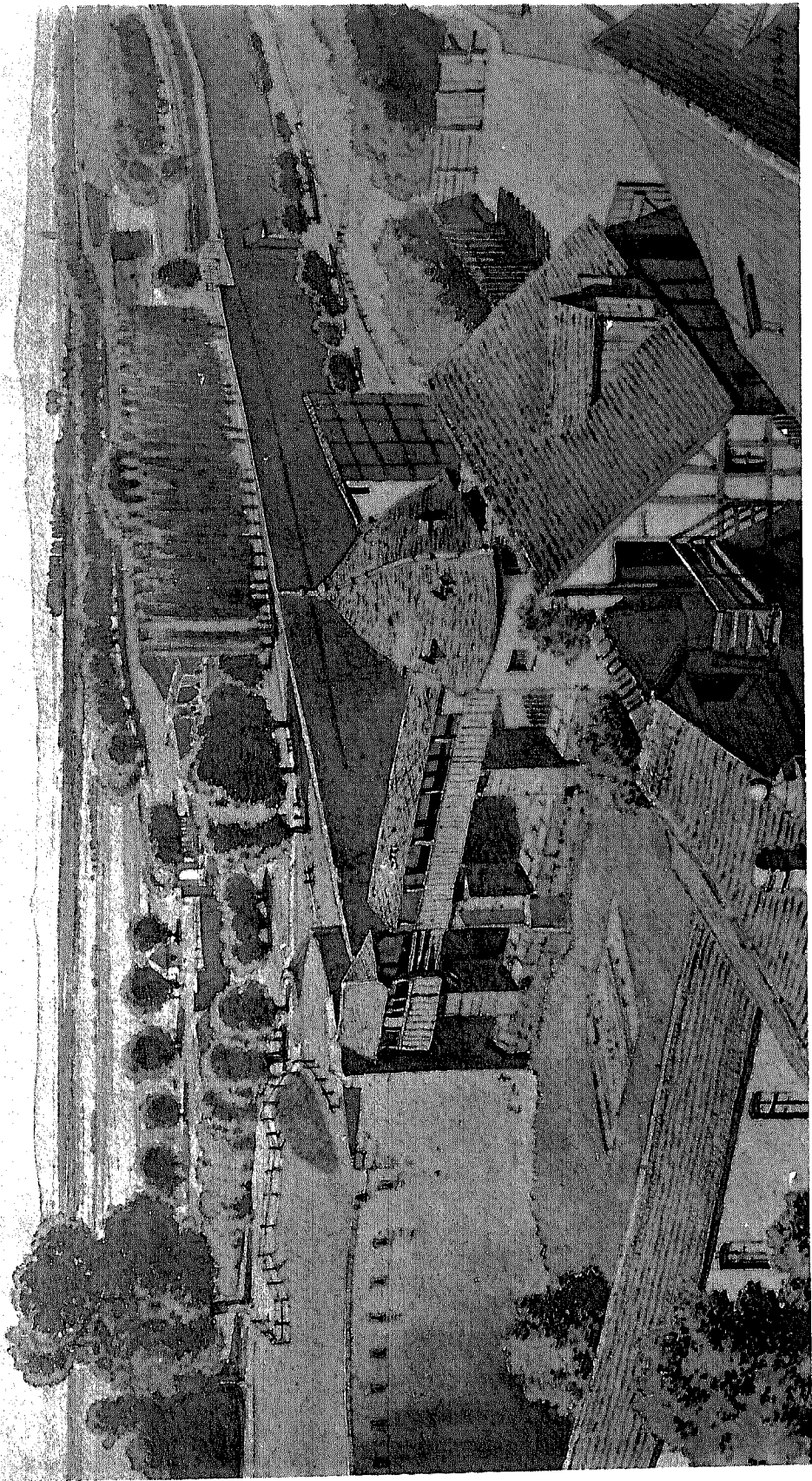
5.

Zwei Hofansichten des Spitals zum Heiligen Geist.



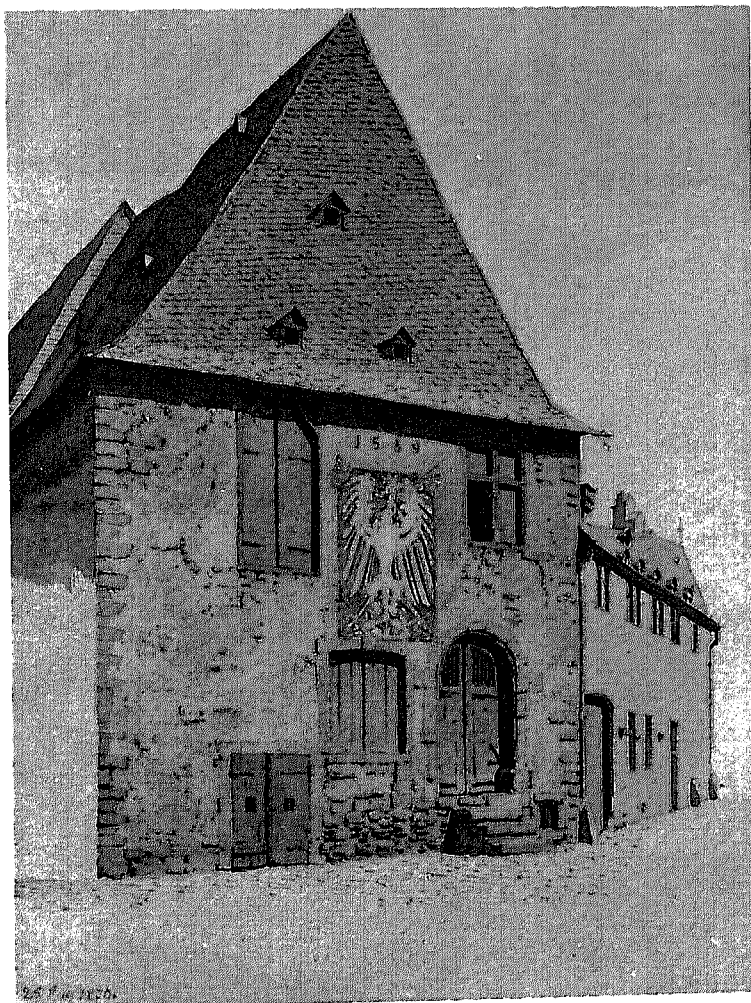
6.

Meinungsicht von Alt-Sachsenhausen.



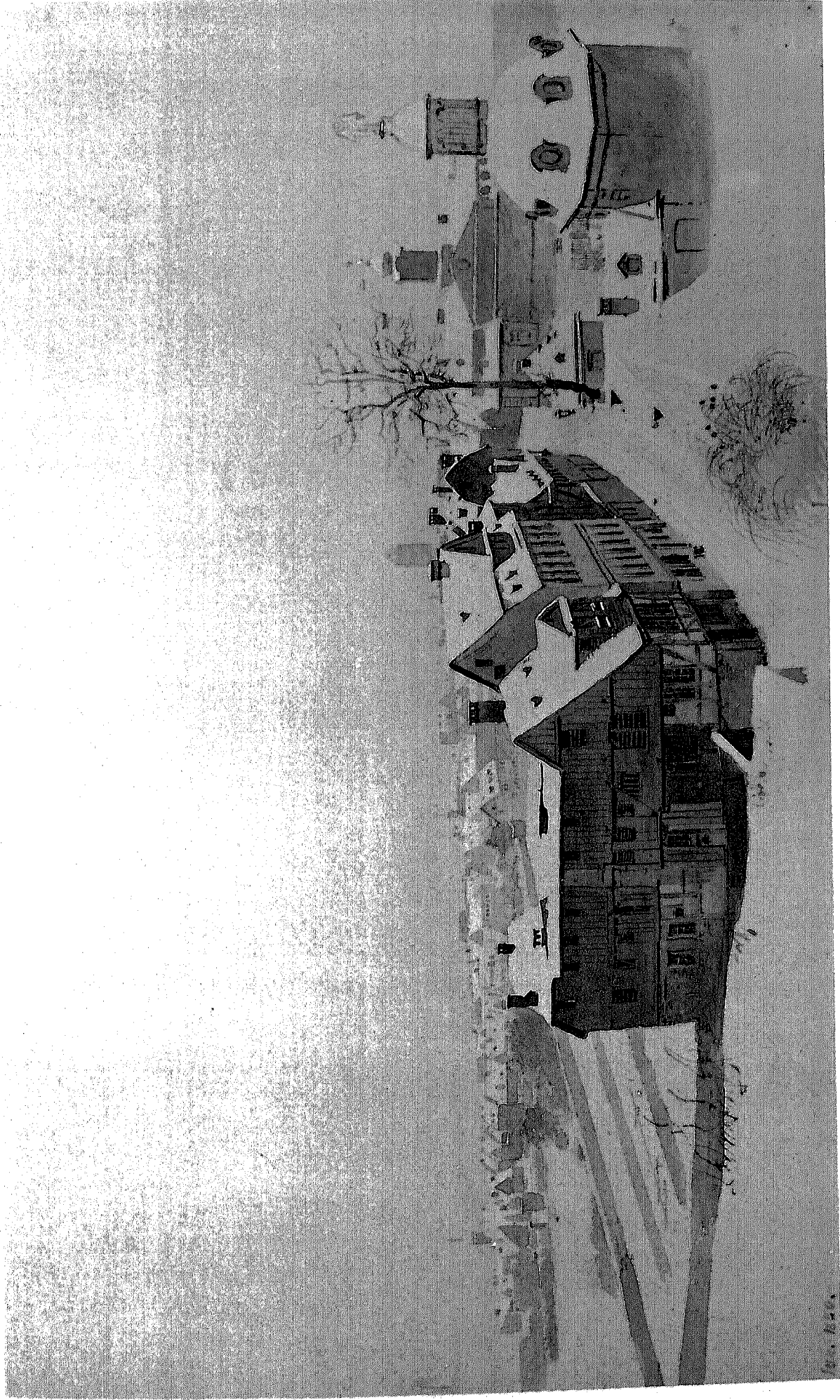
7.

Münzgerföhrchen nebst Graben und Wallen,
vom Schirsdewallturm aus gesehen.



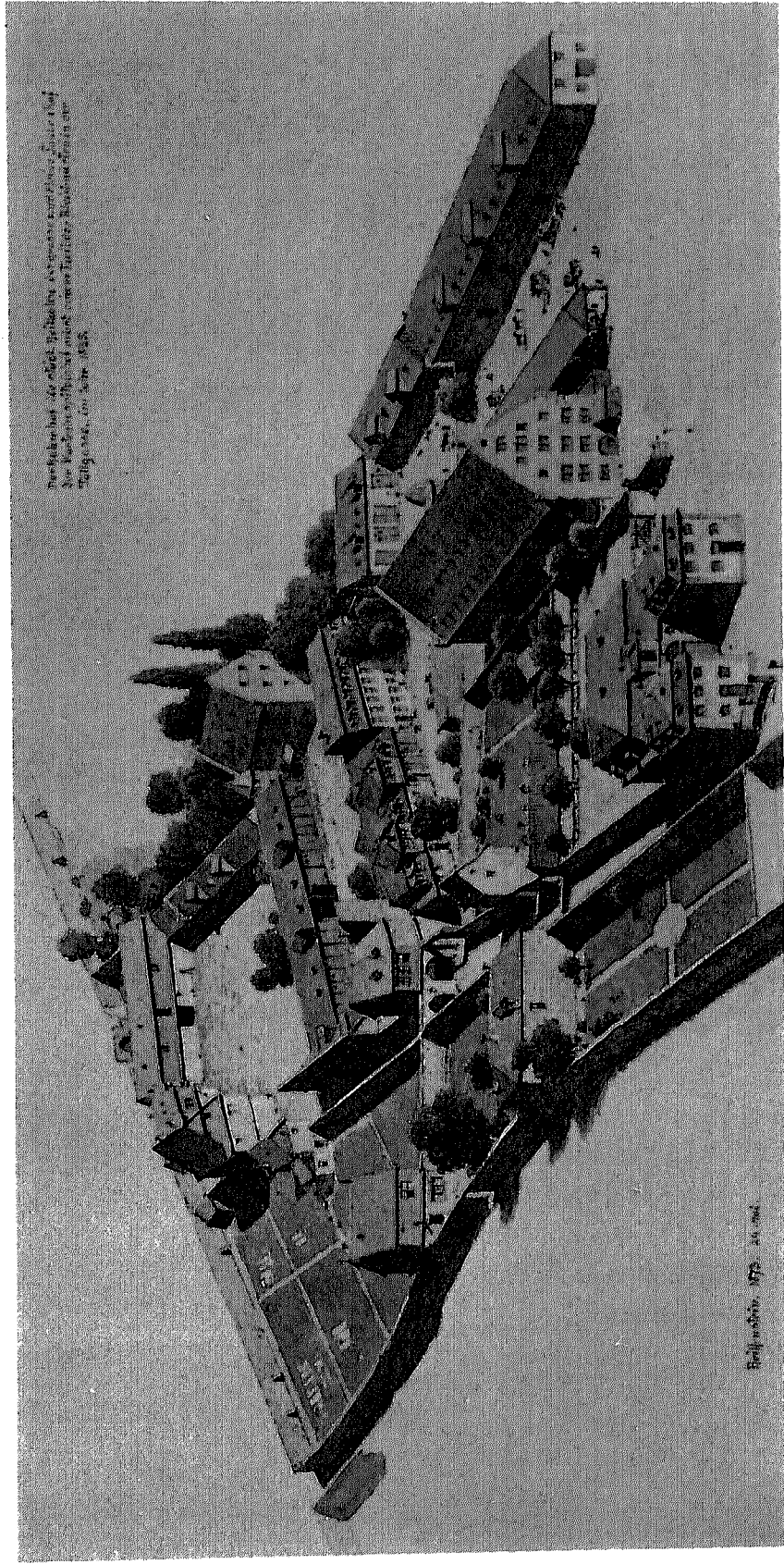
8.

Hintergebäude der ehemaligen Landgüterbesäzterei.



9.

Die ehemalige Kadgasse am Bürgerhospital.



Der Reimbhof, die städtische Reitbahn, der große und kleine Taubenhof, der Kastenbospitalhof
nebst einem Teil der Bleichgärten an der Tollgasse.
Tollgasse, im Jahr 1878.

Reimbhof, 1878. 21. 1878.

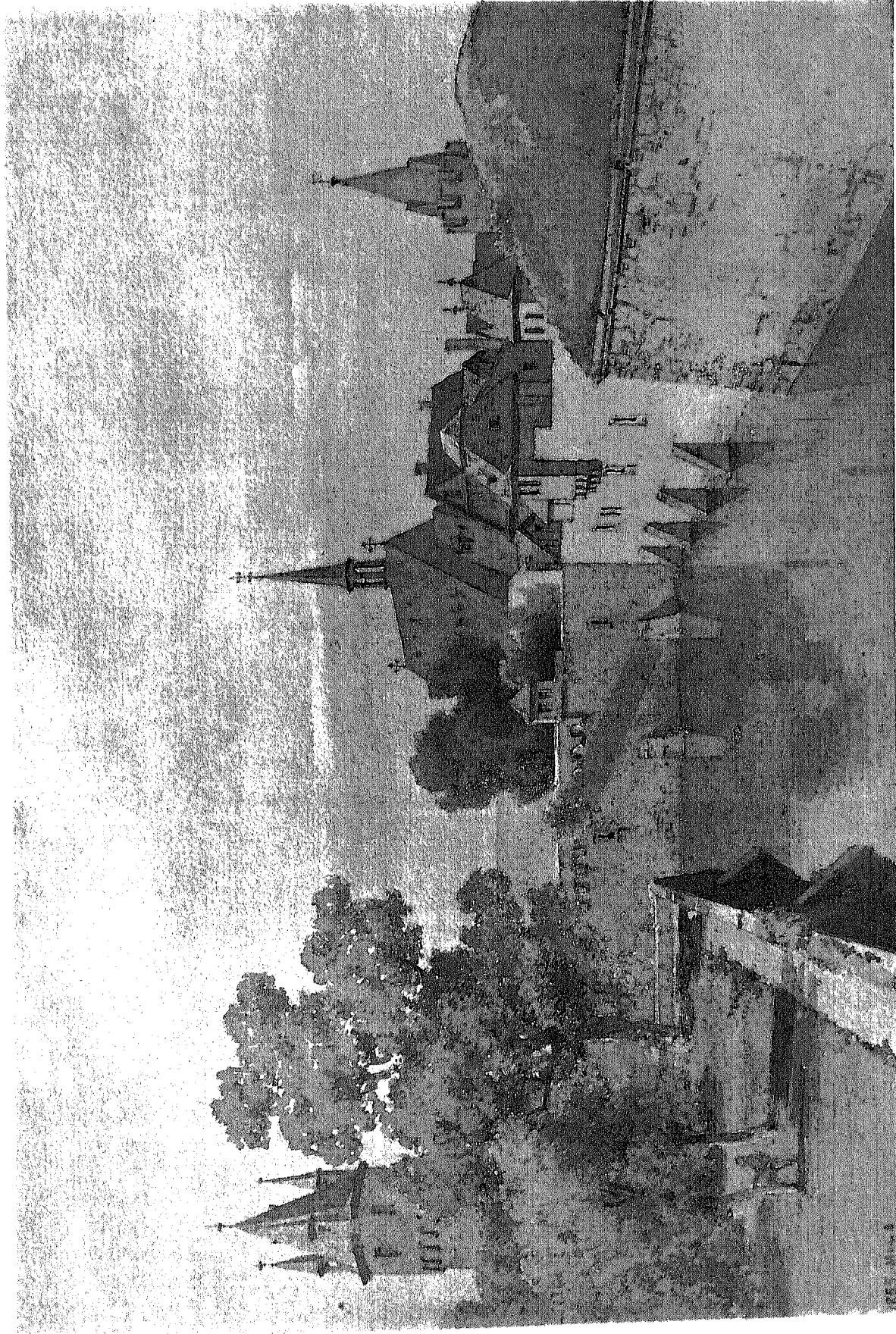
10.

Der Reimbhof, die städtische Reitbahn, der große und kleine Taubenhof, der Kastenbospitalhof
nebst einem Teil der Bleichgärten an der Tollgasse.



11.

Höfchen im Hause Kruggasse No. 13.



12.

Stadtgraben an dem ehemaligen Sifcherfelde.